

Lebensformen steinzeitlicher Pygmäen : Pygmäen im zentralen Hochland von Irian Jaya, Indonesien

Autor(en): **Röll, W. / Lehmann, Daniel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Geographische Mitteilungen : Mitteilungen der
Geographischen Gesellschaft Bern und Jahresbericht des
Geographischen Institutes der Universität Bern**

Band (Jahr): - **(1994)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-322352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In den letzten zwei Jahrhunderten sind im Engadin die Steinböcke verschwunden und wurden erst in letzter Zeit wieder angesiedelt. Sie waren gemäss Frau von Salis also nicht ausgestorben, denn ausgestorben sei eine Tier- oder Pflanzenart dann, wenn sie global verschwunden ist. Weiter sind im Engadin die Bären und die Gerste wie auch andere Getreidesorten verschwunden. Die romanische Sprache kämpft derzeit um ihren Fortbestand. Die Gletscher sind zwar noch da, aber Modelle prognostizieren bereits heute deren 'aussterben'. Nur der Wald hat sich erholt und die Waldgrenze steigt. Es sind sowohl Tier- und Pflanzenarten durch den Menschen zum Verschwinden gebracht worden.

Die Engadiner und die Dinosaurier

Damit werden langsam die Parallelen zwischen den Dinosauriern und den Engadiner deutlich. Frau von Salis konstatiert in der Entwicklung beider eine Zäsur mit deutlichen Hinweisen auf eine Katastrophe als Auslöser bei den Dinosauriern und mit einer weniger deutlichen bei den Engadiner. Bei den Dinosauriern haben die kleinen Tiere überlebt; anstelle der Saurier sind die Säugetiere getreten und die Entwicklung des Menschen hat eingesetzt. Für die Engadiner sieht es eher so aus, dass die 'Grossen' überleben, die Unterländer und die Massentouristen den Platz der Einheimischen übernehmen oder diese zumindest dominieren und dass diese neuen 'Einheimischen' ohne Rücksicht auf die Umwelt ihren Gewinn zu maximieren versuchen.

Die 'Katastrophe' der Engadiner ist also nicht ein plötzlich auftretendes Ereignis, sondern vielmehr eine schleichende, unaufhaltsam scheinende Veränderung des Lebensraums und der Kultur. Beide, die Saurier und die Engadiner, sind mit einer Veränderung ihrer Umgebung konfrontiert, sehen einem Klimaschock entgegen und müssen einen Zusammenbruch der Selbstversorgung hinnehmen. Die Engadiner sehen sich zusätzlich noch mit dem Aussterben ihrer Sprache und grossen Verkehrsproblemen konfrontiert. Doch sie können sich im besseren Fall daran anpassen oder im schlechteren einfach auswandern und zuwandernden jungen Menschen aus den Seiten- und Südtälern oder Rückkehrern aus dem Unterland Platz machen. Die Dinosaurier hatten ihren Untergang nicht selbst verursacht und konnten auch nicht in irgendeiner Art und Weise vorbeugen. Die Engadiner hingegen sind an ihrem absehbaren 'Aussterben' mitbeteiligt und wären in der Lage, vorbeugend zu wirken, indem sie gesetzliche Massnahmen, z.B. im Rahmen der Raumplanung, ergreifen, ihre Prioritäten ändern und auch die Forschung für ihr 'Überleben' zu nutzen suchen.

Hilft es, am gleichen Strick zu ziehen?

Die Engadiner stehen also heute vor grossen Problemen. Ihre Landschaft wird verbaut, zerstückelt und belastet. Daran stark beteiligt ist die Bauwirtschaft, die eindeutig zu gross ist. Gleichzeitig stagniert der Tourismus oder tendiert zum öko-

logisch ungünstigen Tagestourismus. Die Gemeindeautonomie erschwert die Zusammenarbeit im Tal, das Romanische wird verdrängt und der Verkehr wächst und wächst. Eine Klimaänderung kündigt sich mit dem Rückzug der Permafrostgrenze, einer verkürzten Wintersaison, einem veränderten Wasserhaushalt und einer steigenden Baumgrenze an. Die Gewässer werden belastet, verbaut, überdüngt und durch fischen, segeln, surfen, rudern und baden gestört. Damit wachsen die Naturgefahren durch Überschwemmungen, Rufen und Lawinen rapide an.

Eher scherzhaft meinte Frau von Salis, das grösste Problem dabei sei, dass 'das Engadin immer noch schöner als viele andere Landschaften' und der Handlungsdruck damit nicht so gross sei. Trotzdem gibt es im Engadin und im Graubünden verschiedenste Gruppierungen, die meist lokal gegen neue Bauvorhaben kämpfen. Leider sind aber jegliche Koordinationsversuche der Gruppen untereinander gescheitert, weil die Zielrichtungen dann doch wieder zu unterschiedlich waren. Damit wird in den Augen von Frau von Salis 'am gleichen Strick ziehen' illusorisch. Auch der Rückgriff auf das Bonmot, wonach alle Engadiner 'im gleichen Boot sitzen', hilft ihr nicht weiter, denn das Boot kann sich nicht kontrolliert bewegen, wenn sich seine Insassen über die Richtung, wo es hingehen soll, nicht annähernd im klaren sind. Die aktuellen Entwicklungen sind zwar kaum so dramatisch wie das Aussterben der Dinosaurier, bedeuten aber für die einheimische Bevölkerung doch ein schleichendes Verschwinden, und in diesem Sinne ebenso eine Katastrophe.

Daniel Lehmann

Lebensformen steinzeitlicher Pygmäen

Pygmäen im zentralen Hochland von Irian Jaya, Indonesien

Prof. Dr. W. Röhl, Kassel, 6.12.95

'Interdisziplinäre Erforschung von Mensch, Kultur und Umwelt im zentralen Hochland von Irian Jaya' war das Ziel der Mission einer deutschen Forschungsgemeinschaft, mit der Prof. Röhl im Spätsommer 1975 nach Indonesien fuhr. Im Rahmen seines Vortrages präsentierte er einen Überblick über die Resultate dieser Mission und gab gleichzeitig, dank dem Einsatz eindrucklicher Bilder, die Gelegenheit, Einblick in die steinzeitlichen Lebensformen der Pygmäen in Indonesien zu erhalten.



Kartogr. L. Dreher

Das Untersuchungsgebiet liegt im zentralen Bergland von Irian Jaya (westlicher Teil der Insel Neuguinea, Indonesien). Die steinzeitlich lebenden, erforschten Pygmäen bewohnen ein Hochtal, welches zwischen 1600-2000 m.ü.M. liegt.

Projekt, Ort und Geschichte

Rund um die Völkerkunde gruppierten sich Wissenschaftler aus der Anthropologie bis zur Zoologie mit dem Ansinnen, die weissen Flecken in den topographischen Karten der Region Irian Jaya zu füllen und herauszufinden, wie die Menschen dort lebten. Die Geographie hatte die Ehre, quasi als Hilfswissenschaft, Siedlungs- und Landwirtschaftsstruktur zu kartieren.

Irian Jaya wird der westliche Teil der Insel Neuguinea genannt. Es wird von parallelen, bis 5300 Meter hoch reichenden Faltengebirgsketten aus Schwarzschiefer, Sandsteinen, Quarziten und Kalken durchzogen. Im Süden existieren ausgedehnte Sumpfgebiete. Neuguinea liegt in einer tektonischen Schwächezone und weist dementsprechend viele Erdbeben auf. Vulkanismus ist auf Irian Jaya aber eher selten.

Neuguinea wurde um 1527 entdeckt und 1828 von Holland besetzt. 1884 annektierte das Deutsche Kaiserreich den Nordosten und nannte ihn 'Kaiser Wilhelm Land', das heutige Papua-Neuguinea. Der Südteil fiel an die Engländer. 1963 erhob das 1945 unabhängig gewordene Indonesien Anspruch auf

Westneuguinea und annektierte es 1969 endgültig, ebenso wie 1975 den Ostteil der Insel Timor. Das zentrale Bergland rückte erst nach dem 2. Weltkrieg in den Fokus des Westens.

Das Untersuchungsgebiet der deutschen Forscher und Forscherinnen liegt mitten im zentralen Bergland in einem Hochtal zwischen 1600 und 2000 m.ü.M. Es weist einen durchschnittlichen Jahresniederschlag von ca. 5900 mm und Temperaturdifferenzen zwischen 12 und 22 Grad auf.

Das Gebirge ist stark reliefiert und von vielen, z.T. breit mäandrierenden Flüssen durchzogen.

Die Bevölkerung

Irian Jaya ist mit ca. 3.5 Einwohnern pro km² das am dünnsten besiedelte Gebiet Indonesiens. Dabei sind aber grosse Teile praktisch unbewohnt, die Hochtäler dafür dicht bevölkert. Irian Jaya ist kulturell und sprachlich ausserordentlich differenziert. Es werden ca. 700 Sprachen gesprochen. Bei der Bevölkerung des Untersuchungsgebietes handelt es sich nicht um malaiische oder indonesische Volksgruppen, sondern um kleinwüchsige Pygmäen brauner Hautfarbe. Die Männer sind durch-

schnittlich gerade 1.46 m gross und 43 kg schwer. Die Frauen sind noch einmal 8 cm kleiner.

Die Pygmäen leben vorwiegend in monogamen Kleinfamilien auf patrilinear exogamer Grundlage. Pro Familie gibt es meist nur 2-3 Kinder. Grund dafür ist eine restriktive Bevölkerungskontrolle, bei der überzählig geglaubte Kinder nach der Geburt getötet werden, und zwar gemeinsam von Vater und Mutter und in nicht ritualisierter Form. Dabei werden häufiger Mädchen getötet, so dass der Anteil der Männer stark überwiegt.

Innerhalb der Sozialsysteme fehlen institutionalisierte Formen der Herrschaft. Bestimmte männliche Mitglieder üben jedoch begrenzte Führungsfunktionen aus, die aber nicht vererbbar sind, sondern auf persönlichem Ansehen und Fähigkeiten beruhen.

Siedlung

Die Pygmäen leben in kleinen, oft in Schutzlagen gebauten Haufendörfern. Die ca. 10-30 Hütten pro Siedlung sind als Pfahlbauten in Holz erstellt und mit steilen Kegeldächern aus Pandanusblättern gedeckt. Jede Familie verfügt meist über eine solche Hütte und damit über einen mit 3-5 m Höhe und 3-4 m Durchmesser recht bescheidenen Wohnraum. Dieser wird aber jeweils nur zum Schlafen genutzt, wobei er dabei zuweilen auch noch mit Hunden und Schweinen geteilt wird.

Die einzigen grösseren Hütten sind die Männer- und Frauenhäuser. Die Männerhäuser sind meist die beherrschenden Bauten inmitten der Siedlung. Sie werden ausschliesslich von Männern für informelle Zusammenkünfte, Abhaltung von Riten, Aufbewahrung von Kultgegenständen und als 'Gästehaus' für männliche Besucher benützt. Demgegenüber sind die Frauenhäuser wesentlich kleiner und liegen abseits der Dörfer. Sie werden von den Frauen während der Menstruation, bei schweren Krankheiten, aber auch zur Geburtsvorbereitung aufgesucht.

Zum jedem Dorf gehört schliesslich noch eine ganze Reihe von Filialhütten bei den landwirtschaftlichen Nutzflächen. Sie werden als Unterstände während der Feldarbeit benutzt und häufig auch zum Geschlechtsverkehr aufgesucht. Manchmal entwickeln sich aus diesen Filialhütten unter bestimmten Umständen selbständige, neue Siedlungen.

Die verschiedenen Siedlungen sind untereinander durch einfache, oft schwer begehbare (zumindest für grossgewachsene europäische Forscher, wie Herr Röhl schmunzelnd anmerkt) Fusspfade verbunden.

Agrarstruktur

Neben einer ergänzenden Sammel- und Jagdwirtschaft und einer begrenzten Schweinehaltung sichert ein sehr differenzierter Feldbau den Pygmäen ihr Subsistenzbedarf. Angebaut werden hauptsächlich Süsskartoffeln, aber auch Taro, Zuckerrohr, Bananen, Kürbisgewächse, Blattgemüse, Maniok

und Tabak in einer Landwechselwirtschaft mit turnusgemässen Brachezeiten von 5-10 Jahren. Die Siedlungen selbst bleiben dabei weitgehend bodenstet. Die mit ca. 4.1 Aren pro Kopf sehr geringe Nutzfläche wird bis auf 2200 m.ü.M. in sorgfältiger Anpassung an die natürlichen Standortfaktoren genutzt. Auf ebenen oder muldenförmigen Flächen mit hohem Grundwasserstand wird eine Art Hochbeetbau mit Drainage eingesetzt. An relativ trockenen Standorten in leichten Hanglagen ist ein Terrassenbau mit leichter Stufung gebräuchlich, während in steilen Hanglagen ein anspruchsvoller Terrassenbau mit Ästen, Pfosten, Baumstämmen, Flechtwerk und Steinen zum Zuge kommt.

Im Feldbau sind die Männer jeweils nur für die Feldvorbereitungen, wie z.B. die Rodungen zuständig, während die Frauen die ganze restliche Feldarbeit übernehmen. Gerodet wird mit Steinbeilen und zunehmend mit Stahläxten; der Boden wird mit Pflanz- und Grabstöcken bearbeitet.

Von der gesamten nutzbaren Flächen wird jeweils nur ein Teil bewirtschaftet. Dabei existiert eine differenzierte Nutzungsrechtszuteilung, die auf unterschiedlichen Arbeitsleistungen basiert, welche in früherer Zeit von den betreffenden Familien erbracht worden ist. Die nicht unmittelbar bebauten Flächen, die oft mit verschiedenartigster Sekundärvegetation bewachsen sind, bleiben ebenfalls dieser Zuteilung unterstellt. Nur die tropischen Regenwälder stehen allen allmendmässig zur freien Nutzung offen.

Die Schweinehaltung ist jeweils nur einigen wenigen Familien im Dorf vorbehalten. Einerseits ist deren Haltung anspruchsvoll und die Ferkelsterblichkeit hoch, und andererseits ist das Schwein Träger kultischer und sozialer Symbolik. Drei Viertel der Bevölkerung darf aus diesen kultischen Gründen kein Schweinefleisch essen; die Versorgung mit Eiweiss ist dementsprechend schlecht. Schweinebesitz bestimmt bei den Pygmäen über das soziale Ansehen der Männer. Auch der Brautpreis wird jeweils in Schweinen entrichtet.

Über die Zukunft der Pygmäen mit ihrer steinzeitlichen Kultur macht sich Herr Röhl keine Illusionen. Er meint, dass diese früher oder später aussterben, weil die Modernisierung unaufhaltsam in diese Hochgebirgsregionen vordringt. Starke Anteil daran hat die umfangreiche Erschliessung der Region durch amerikanische Missionsgesellschaften, die einen Flugverkehrsdienst mit etwa 140 Kleinflugplätzen aufgebaut haben.

Allerdings räumt er ein, dass sich gemäss Informanten seit dem Forschungsprojekt vor rund 20 Jahren aber doch noch nicht so viel geändert habe. Gleichzeitig stellt er relativ nüchtern fest, dass das breit interdisziplinär angelegte Projekt zwar zu einem regen, persönlichen Gedankenaustausch unter Forschern geführt habe, eine eigentliche Synthesearbeit bis heute aber nicht zustande gekommen sei.

Daniel Lehmann